



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Necker, Moritz: Neues von Anzengruber. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

daß Frau Serao mit einigem Erfolge Zola nachahmt, nur muß man gestehen, daß sie sehr viel weniger Talent, Fleiß und Lebenskenntnis besitzt als ihr Herr und Meister, wenn sie ihn auch, wie wir gern anerkennen, in der Abwesenheit jedes Schamgefühls weit hinter sich läßt.

Am unangenehmsten ist uns die Art, wie Basili mit dem Papste umgeht. Was er über seine Politik sagt, kann man wohl ruhig auf sich beruhen lassen, denn seine Behauptung, er, Basili, gehöre zu den wenigen, denen es geglückt sei, de pénétrer dans la mystérieuse intimité de Léon XIII., wird außer bei dem angeblichen jungen Freunde, zu dessen Belehrung er seine erbaulichen Bücher verfaßt, wohl nur ein mitleidiges Lächeln erregen; aber wenn er sagt: Les curés, qui ne sont pas de Rome, l'appellent volontiers, dans le laisser aller des „suites de conférences“ le Pape Voltaire — die geistreichen Bemerkungen, welche er hieran knüpft, übergehen wir —, so darf man, glauben wir, daran erinnern, daß kein Mann bei der bessern italienischen Geistlichkeit in höherer Achtung steht als der jetzige Papst. Typisch ist uns dafür in der Erinnerung ein einfacher, alter Priester geblieben, der zu der täglichen Gesellschaft des Kardinals Pecci gehört hatte, als derselbe noch in seinem Erzbistum Perugia residirte, und bald, nachdem er Papst geworden war, eine Audienz bei ihm hatte: Ebbi paura, sagte er mit Thränen in den Augen, di aver perduto molto, quando Gioacchino Pecci divenne Papa: ma ecco, ho ritrovato un vecchio amico e veduto un gran sovrano.



## Neues von Anzengruber.

### 1.



eit vielen Jahren hat die dramatische Muse Ludwig Anzengrubers — wohl die kräftigste der Gegenwart — geschwiegen, und die literarische Welt begann nachgerade, sich daran zu gewöhnen, seinem Namen wie dem so vieler andern Dichter, die auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen sind, alljährlich zur Weihnachtszeit auf dem Titelblatte irgend eines neuen Dorfromans zu begegnen. Ohne Zweifel haben diese Romane nicht wenig dazu beigetragen, den Ruhm des Dichters in breitere Kreise des deutschen Volkes zu tragen, als es seine Dramen vermochten. Der Roman als solcher ist auch in den Leihbibliotheken jener vielen kleinen Städte aufgestellt, die kein ständiges oder kein Theater überhaupt besitzen, und der Dialekt Anzengrubers ist, wie jeder Dialekt, geschrieben leichter zu verstehen als gesprochen; Dramen hingegen werden gar nicht gelesen. Anzengrubers An-

sehen hat also durch seine epische Produktion keineswegs Abbruch erlitten. Gleichwohl ist diese nicht sein eigentliches Gebiet, und man kennt ihn wenig, wenn man ihn nur als Erzähler kennt. Es geschah auch nicht aus besonderm innern Drange, daß sich Anzengruber als Romanschriftsteller aufthat: er gehorchte mehr der Not als dem eignen Triebe. Die fatalen Wiener Theaterzustände legten seiner dramatischen Thätigkeit eine unfreiwillige Muße auf, die er mit der Romanproduktion ausfüllte. Anzengruber's Dramen sind vornehmlich auf die Gunst der Wiener Bühnen angewiesen, die für den deutschen Süden noch immer tonangebend sind. Der Dialekt und das Lokalkolorit seiner Stücke sind so wesentliche Eigenschaften derselben, daß kaum anzunehmen ist, diese Bauernkomödien könnten sich auch anderswo als im deutschen Süden einbürgern. Nun aber sind die Wiener Theaterzustände seit Jahren im Rückgange begriffen. Zwei Bühnen sind durch furchtbare Brände zerstört worden, und der Plan, sie neu aufzurichten, mußte angesichts der wirtschaftlichen Notlage der Stadt, des vielbeklagten „Niederganges von Wien,“ aufgegeben werden. Auf dem Burgtheater die Bauernkomödien Anzengruber's aufzuführen, war nicht bloß aus literarischen Gründen unmöglich. Bekanntlich duldet ein Hoftheater lieber die faule Sittlichkeit eines Dumas Sohn oder Sardou, ehe es wagt, einen katholischen Priester, sei es in humoristischem oder in satirischem Lichte, auf seine Bretter zu bringen. Ohne diese Freiheit ist aber Anzengruber undenkbar. Die andern Wiener Theater ergaben sich dem Operettenkultus mehr oder weniger geistloser Art. Dazu kamen noch andre Umstände, die Anzengruber von der Wiener Bühne fernhielten. Er fand keine genügende Unterstützung in der Presse. Nur ein einziger Kritiker von Einsicht (Anton Bettelheim) trat mit Ernst für ihn ein. Allein was vermochten die beredtesten Feuilletons des einen gelehrten Litterarhistorikers gegen die festgeschlossene Phalanx der journalistischen Clique, welche den herben dramatischen Sittenrichter Wiens von seinem Volke fernhielt? Einflußreiche Wiener Journalisten traten selbst unter die dramatischen Autoren: sie entdeckten eine ergiebige Goldquelle in der Erzeugung von Operettenlibrettis und zapften sie nun fleißig an. Sie verbanden sich mit populären Komponisten, die natürlich sehr bereitwillig diese wertvolle Mitarbeiterschaft annahmen, und mit dem ganzen riesigen Apparat der verbündeten Presse wurde und wird die schalste Operettenfabrikation mit wissenschaftlicher Unwahrheit unterstützt, zur Bereicherung einzelner Journalisten, aber für einen Mann wie Anzengruber wurde nicht ein Finger gerührt. Schließlich überlebte sich auch dieser Sport. Die untergeordnetsten Vorstadtrezensenten drängten sich als Librettisten, gleich kompaniweise, vor, sodaß es selbst den bessern Journalisten in der Gesellschaft nicht mehr geheuer war. Auch das vornehme Publikum, der wohlhabende Bürgerstand ist des schnöden Treibens müde geworden, und nun hat man endlich — wie unsre Leser vielleicht aus den Tagesblättern wissen werden — in Wien den Mut gefunden, der an die

Wand gedrückten Volksmuse ein neues, eignes Theater zu errichten. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Vorgänge in der Wiener Theaterwelt näher einzugehen. Wir erinnern nur daran, daß der Name Ludwig Anzengrubers an der Spitze jenes Komitees steht, welches sich zur Erbauung eines deutschen Volkstheaters in Wien gebildet hat, und daß die Errichtung dieses Theaters — man darf nunmehr mit einiger Gewißheit behaupten, daß es in der That zu stande kommen werde — die Wiedergeburt des Anzengruber'schen Volksstückes bedeutet. Dies die Gestaltung der Umstände, unter denen der Dichter seine dramatische Thätigkeit wieder aufnimmt.

Stahl und Stein ist sein neuestes Volksstück\*) betitelt, und es reiht sich dem Besten an, was wir von ihm besitzen. Es kommt als Charaktertragödie in die Mitte zu stehen zwischen den „Meineidbauer“ und den „G'wissenswurm,“ und enthält Anklänge an die Lieblingsmotive der ersten Anzengruber'schen Stücke, an den Wurzelsepp im „Pfarrer von Kirchfeld“ und an den Steinklopferhanns in der Komödie der „Kreuzelschreiber.“ Den „katechetischen“ Zug in seinen Erzählungen hat Ludwig Laistner unserm Dichter in der kurzen Charakteristik im „Novellenschatz“ mit leisem Tadel vorgehalten. In der That gehört es zu Anzengruber's Lieblingsmotiven, das verbauerte Christentum im katholischen Süden humoristisch darzustellen, oder kirchlichen Fanatismus satirisch zu beleuchten. Anzengruber hat diese Neigung mit den italienischen Realisten gemein, welche bei der Schilderung des Bauerntums dieselben Tendenzen verfolgen. In seinem ersten erfolgreichen Stücke, im „Pfarrer von Kirchfeld,“ sind alle Töne seiner spätern Dramen schon angeschlagen. Der Pfarrer Hell von Kirchfeld hat den verwickeltesten Konflikt des Eölibatärs mit der Liebe zu einem reinen weiblichen Geschöpf und des aufgeklärten katholischen Priesters mit den Forderungen der herrschsüchtigen *ecclesia militans* in seiner Brust auszukämpfen. Der Wurzelsepp ist wie der Steinklopferhanns, der Hauderer (im „Doppelselbstmord“), der Typus der eigenartigen Anzengruber'schen Romantik, welche im Einsam des neuesten Volksstückes ihren künstlerisch vielleicht vollendetsten Ausdruck gefunden hat. Es sind Menschen von tiefer Empfindung, mit einem ursprünglich religiösen Charakterzuge, die mit der Gesamtheit ihrer Umgebung aus verschiedenen Gründen gebrochen haben, durch eine illegitime Geburt von vornherein außer der gewöhnlichen Gesellschaft gestellt sind, die Einsamkeit aufsuchen, eine trotzig Miene gegen jede freundliche Annäherung zur Schau tragen, ein Herz voller Liebe besitzen, nach einer schweren Enttäuschung jedoch an der Welt verzweifeln gelernt haben, durchaus ungesellig sind, überall Egoismus wittern, im Gebirge sich abseits von den Menschen, bei der ärmlichsten Nahrung aufhalten, armselig gekleidet dahergehen, die Natur über alles lieben, Gott unter

\*) Stahl und Stein. Volksstück in drei Akten von Ludwig Anzengruber. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1887.

freiem Himmel verehren. Dies sind die merkwürdigen Ideale der Anzengruber'schen Phantasie, deren pessimistisch herber Grundzug sich bildlich in diesen Gestalten ausspricht. Ein allzu weiches Gemüt ist untauglich für diese Welt rücksichtslosen Kampfes. Der Steinklopperhanns hat noch die humoristische Kraft, unter Menschen zu leben; der Wurzelsepp findet sich erst langsam wieder durch die erschütternden Erfahrungen am Pfarrer Hell: dessen Charakterfestigkeit brachte dem Sepp den Glauben an die Menschheit wieder. Der Einsam in dem neuesten Stück geht tragisch in seinem Troß unter. Auch der vom „G'wissenswurm“ geplagte Bauer Grillhofer gehört in diese Reihe: auch eine tiefreligiöse Natur, auch ein Mensch, der die Einsamkeit sucht („Alloan will ich sein!“ ruft er einmal mit packendem Naturlaut). Aber Grillhofer leidet unter der Hypochondrie des bekümmerten Alters; sein Quälgeist Dusterer — eine köstliche Figur — hat nur so lange Macht, als jene Schwermut Grillhofer beherrscht: ein wohl einzig in der Literatur dastehendes Bild, das nur mit Molières Misanthrope verglichen werden kann. Und der Hauderer im „Doppelselbstmord,“ der sich in unendlicher Herzensweichheit von einem „Heilandsbewußtsein“ überraschen läßt, um sich zum Opferlamm der weltklugen Leute herzugeben, gehört auch in diese Menschenreihe. Für die ganze Art Anzengruber's, dieses Leben der Menschen anzuschauen, scheint mir das Geständnis Grillhofers (im „G'wissenswurm“) sehr bezeichnend: „Sitzt, Dusterer, dös is! Dang net, mer wußt oans in der Höll, is mer so g'straft, als ma weiß oans af der Welt, dem ma beispringa möcht, dös vielleicht nach ein'm ruft in Nöten, in Drangsal, und ein'm zumöcht, und mer kann net — weiß koans vom Andern wo's is!“ Das ist die Sprache des praktischen Christentums, die einer tiefern Menschenliebe entspringt als das zelotische Kirchentum. Grillhofer weiß sein — uneheliches — Kind in der Welt herumlaufen, und nicht die Sünde im dogmatischen Sinne, sondern diese, wenn man sagen darf, thätige Empfindung quält ihn. Der Genius der Komödie verhilft ihm zu seinem Kinde, der herrlichen Horlacher-Lies, und Grillhofer ist wieder heil und gesund und schüttelt den Quälgeist lachend ab. In der Gestalt des Bürgermeisters Eisner in der neuesten Tragödie tritt dieses Motiv wieder auf. Daß aber Anzengruber imstande ist, diese seine Lieblingshelden auch in andrer als bäuerischer Gestalt, in einer grundverschiednen Lebensluft darzustellen, beweist — dies sei beiläufig bemerkt — die höchst bemerkenswerte Gestalt des Dr. Knorr in dem übrigens nicht auf der Höhe seiner Kunst stehenden bürgerlichen Schauspiel „Elfriede.“ In diesem Stück hat Anzengruber den Versuch gemacht, mit den Franzosen zu wetteifern. Die moderne Vernunftsehe, in der sich erst spät die Gatten zur Liebe finden, ist hier das dramatische Problem. Der gelehrte Dr. Knorr mit seiner Vorliebe für die modernen Kanadier — „Die Wilden sind doch bessere Menschen,“ sagte Seume, der Zeitgenosse Rousseaus —, nämlich für das weit von unserm großstädtischen Leben der Lüge entfernte Hinterindien, der Natur-

forscher mit seiner gesellschaftlichen Naivität steht in engster Verwandtschaft zu den Gestalten eines Wurzelstopp oder Einsam. Dieser wenig beachtete Dr. Knorr ist einer der interessantesten Menschen der Anzengruber'schen Phantasie.

Die andre Reihe von Menschentypen, die wir zum rechten Verständnis des neuesten Stückes hier hervorheben, ist die des Meineidbauers, des Dusterer, des Eisner. In diesen Menschenbildern wird offenbar, wie die katholische Lehre der Werkheiligkeit sich im bäuerlichen Gehirn zur Anschauung eines Geschäftes mit dem Himmel vergrößerte. Der Kreuzweghofbauer hat einen verbrecherischen Meineid geschworen, der ihn in den Besitz eines reichen Anwesens gebracht hat. Der Meineid drückt ihm schwer aufs Gewissen. Aber er hofft, seinen lieben Herrgott durch gute Werke zu versöhnen. Er geht häufig in die Kirche, er unterläßt keine Beichte, er bestimmt seinen einzigen Sohn, der leider der einzige Mitwiffer seines falschen Schwures geworden ist, für den geistlichen Stand; der Sohn als Priester muß ihm die Absolution geben, die er vom fremden Pfarrer zu erlangen nicht hoffen darf. Und der Meineidbauer lebt auch lange Zeit in der Hoffnung, daß der Himmel zu seinem Thun ja sage, denn sein Anwesen gedeiht ja zusehends, also ist der Herrgott einverstanden! Dann allerdings fügt es die tragische Ironie, daß sich der schlaue Bauer doch verrechnet; denn der Sohn hat nicht „Latein“ studirt, der Sohn will nicht auf die Güter der Welt verzichten, will nicht geistlich werden und wird ihm auch keine Absolution seiner Sünden verschaffen können. Das bringt die Brutalität des Meineidbauers so weit zur Raserei, daß er seinen eignen Sohn aus der Welt schaffen will — eine furchtbar erschütternde Tragödie. Eine humoristische Spielart dieses Charakters ist der dumme Heuchler Dusterer im „Gewissenswurm,“ der mit läppi'schen Phrasen des Glaubens seine Erbschleicherei bemäntelt.

Und nun treten wir endlich an das Stück „Stahl und Stein“ selbst heran. Es ist der Fabel nach die Dramatisirung einer ältern novellistischen Erzählung, die Anzengruber in der Sammlung „Feldrain und Waldweg“ (Stuttgart, Spemann'sche Sammlung) schon vor längerer Zeit veröffentlicht hat. Einzelne Partien (z. B. die Erzählung des Einsam im dritten Akt) sind wörtlich in das Stück herübergenommen worden. Allein das Stück ist doch eine wesentlich neue Dichtung geworden, der sich die Erzählung nicht entfernt vergleichen läßt. Hölzern und skizzenhaft erscheint die Novelle gegen das mit großer Kunst und reicher Lebensfülle ausgeführte Drama. Wichtig ist nur, daß Anzengruber in dem „Einsam“ seiner Erzählungen den illegitimen Sohn eines katholischen Pfarrers schilderte, und daß sich dort der unberufene Sittenrichter Eisner im Theologengewande bewegte. Die politisch rücksichtsvollere Bühne konnte natürlich die Tragödie des Pfaffenkinds nicht brauchen, darum wurde Eisner im Drama zum reformatorischen Bürgermeister umgewandelt, und diese eine Veränderung hatte notwendigerweise einige andre zur Folge. Die rührend humoristische Figur des

gutmütigen Kaplans der Erzählung, des leidenschaftlichen Entomologen, mußte geopfert werden; dafür wurde die Kontrastfigur des ehrwürdigen Pfarrers Milde ins Volksstück neu eingefügt und damit jede antiklerikale Spitze aus der Handlung entfernt. Andre Nebengestalten (Tomerl) wurden reicher ausgestattet, und mit der traurigen Liebesgeschichte Paulis, der Nichte Eisners, wurde ein originales und ergreifendes Motiv aufgenommen.

Wie der Charakter des Bürgermeisters Eisner in „Stahl und Stein“ viel Verwandtschaft mit dem des Meineidbauern hat, so ist auch der Bau der beiden Stücke in vielen Beziehungen sehr ähnlich. Beide haben eine lange Vorgeschichte, die ruckweise mit dem Fortschritte der Handlung enthüllt wird: die analytische Methode der alten Tragiker. Erst im letzten Augenblicke fällt dem leidenschaftlich verblendeten Helden die Binde von den Augen, und da bricht er zusammen, während der Zuschauer gleich im Beginne der Handlung mit dem wahren Sachverhalt ahnungsvoll vertraut gemacht wurde. Die Spannung des Zuschauers bezieht sich dann auf den Helden, man wird neugierig, wie er sich schließlich verhalten werde. Er wird in einem Fort gewarnt, aber er rennt selbst ins Verderben, das er vermeiden will. So beschaffen ist die Tragödie Eisners, und es ist eine echte Tragödie.

Im ersten Akte lernen wir die Vergangenheit Eisners kennen. „Von dö drei Brüder Eisner — erzählt seine Nichte und Mündel Pauli ihrem traurigen Kameraden Einsam, der im Vorbeigehen zu ihr in den Hof getreten ist — was da af'm Hof aufg'wachsen sein, war'n zwei Ehrenmänner, der älteste, der als Bauer d'rauf g'fessen is, bis zum sein Tod vor fünfthalb Jahren, und der jüngste, mei Vater, den er als Großknecht bei eahm b'halten hat, denn dö zwoa mochten sich gut leiden. Aber eahm, 'm Mittlern, der was hüt da auf'm Anwesen sitzt, war von kloan auf nit z'traun, scheinheilig is er allweil g'west, heilig thut er erst neuzeit. . . Ang'stellt hat er sich [als Pfleger bei einem Gutsherrn], als wär er oaner der bravsten und frummsten; vor'm Gutsbesitzer is er völlig g'trochen, hat eahm 's G'fing zur fleißigen Arbeit aufg'mahnt, niemals is er an Werktagen vom Feld oder an Sunn- und Feiertag'n aus der Kirchen wegg'blieben, und geg'n Weibslent' hat er g'than, als könnt er nit bis fünfe zähl'n. Trotz seiner Untervürfigkeit hat er aber vorerst in sein'n Sack h'nein g'wirtschaft't, trog'n Kirchgang war er a Leutschinder, und dö Dirndeln af'm Hof, was ihm z' G'sicht g'standen sein, so arme Hascherln, dö sich kaum unsern Herrgott ihr Not z'klagen traun, dö hab'n 'n von 'er andern Seit' kennen g'lernt. So war er bis zu seiner Verheiratung. Brav Geld hat er g'habt, wann's a nit aus sein'n Schalm war, und so konnt's ihm nit fehl'n, aber hat er's schlecht g'troffen. Sei Weib war falsch und hat arg g'wirtschaft't, viel bei Seit' g'schafft und koane Hendeln soll's just nit damit g'futtert hab'n. . . D'raufhin hat er sich als oan g'schlagenen Mon aufg'spielt und sein's Weib's Uneh'r unter d' Leut' g'tragen, und trogdem war er selb'n

noch, in erst'n Jahr'n der Eh' wenigstens, derselbe heimliche Sünder. . . . Aber erst wie er da [auf dem der Sprecherin gehörigen Hofe] als Herr aufg'zog'n is, der Weiber müd', und schrittweis' bis an'n Hals ins Glend g'rathend, da hat er das völlig wild frumme Wesen h'vorg'kehrt. Kaum war er da, hat sein Bäurin 's Zeitliche g'segn't; dö's hätt'n wohl wenig betrüb'n mög'n, aber der Eh'verschreibung nach muß't er a gut Teil von ihr'm Zug'brachten wieder als Erbanfall ihren Leuten h'rauszahlen. Drauf sein ihm seine drei Söhn', Jahr um Jahr, einer nach'm andern, wegg'storbn. Der erste is als Soldat z'rückkamma, aber nit aus'm Krieg, sondern siech aus dem Spital und dahoam langsam aus'glösch't, den zweiten hab'n bei oaner Kirchtagrafferei Bub'n und Monna, was mit eahm g'eifert hab'n, erschlag'n, und der Dritte is mit amal verrückt word'n und in der Tobsucht draufgegangen." Und um sich ganz in den Besitz des seiner Mündel gehörigen Hofes zu bringen, zwang Eisner die arme Pauli, sich nach einander mit seinen drei Söhnen zu verloben: sie liebte keinen einzigen — „Aber weißt, Einsam, fügt sie hinzu, z'legt war's gar nit so schreckhaft, denn da sein s' vor mir af'n Schragen g'leg'n. . . . Nach der letzten Leichenwach' muß't ich wohl vermeinen, hißt sei d' Schnur abg'rissen und nindascht mehr anz'knüpfen und nun säß ich da mit'm alloanigen Anrecht af'n Hof, 'm Bauern zum g'brennten Herzload. Aber um's nit denken z' müssen, daß nach sein'm Tod all's an mich fällt, laßt er lieber für'n Teufel a Meß' lesen, und der hilft seinen Leuten!" Und richtig ist sie ihm hinter sein „Geheimnis“ gekommen: er ist auf der Suche nach einem unehelichen Sohne, den er von einem armen, verführten Geschöpf irgendwo in der Welt hat. „Es soll a Bub' von ihr da g'west sein. A Reih' von Jahr'n hat ihr der Eisner noch Geld zug'schickt; mit amal hat er's sein lassen und sich weiter nimmer um Mutter und Kind bekümmert. Wie er'm Pfarrer g'sagt hat, wollt er'm Weibsbild durch sei' Unterstützen nit eppa zur Unbußfertigkeit Anlaß bieten, und es sollt jed's, was ihm für sei' Sündhaftigkeit als Prüfung z'ertragen bestimmt wär', auch alloanig auf sich nehmen. Mir kommt vor, als hätt der Bauer mit derselben Red seiner jetzig'n Frummheit vorg'griffen und hätt damalt nur als schmutziger Geiztrag'n g'than, aber möglich, daß a Heuchler, wann er sich a Lob nachz'fagen vermoant, selber d'ran glaubt und sich nit amal einwendig Lügen straft, kann mer a gleich sein, doch 'n Pfarrer hat er beauftragt, er möcht nach'm Buben suchen, und 'n herschaffen, und kimmt der zur Stell' und soll ich mer den eppa als 'n vierten h'naufzwingen lassen, dann reiß ich aus! Wie vor vier Jahren das Spiel ang'hob'n hat, hab' ich erst siebzehn zählt, und wenn sich a gleich oan' 's Haus als 's Feg'feuer denkt, so stellt sich's doch d' fremd Welt als d' leidig' Höll' vor, hißt denk ich umg'kehrt und lauf' kuraschirt aus der Höll' ins Feg'feuer h'nein; außer ich dürft' 'n neuchen Wettern gleich zum Willkomm all's so rüsten wie 'n andern, zwoa Wachslichter z' Häupten und 'n Weichwasserkessel mit'n Büschel Kornähren d'rein zu Füßen,

dann wär er mir, der Allerletzte, a der liebste.“ Mit diesem furchtbaren Wunsche schließt Pauli ihre Eröffnungen an den uneingestanden geliebten Einsam, der vor ihr sitzt, und man denke an den gewaltigen Eindruck, den diese Stelle auf den Zuschauer hervorbringen muß, der schon ahnt, daß kein andrer als eben der unglückliche Einsam der gesuchte uneheliche Sohn und der allerletzte Better Paulis ist! Dies die Vorgeschichte, und nun zur dramatischen Handlung.

Eisner, ein Mann von bald sechzig Jahren, ist kürzlich mit Hilfe der „Großkopfetten,“ d. h. der reichen Bauern, die er einzuschlichtern verstanden hat, zum Bürgermeister des Alpendorfes gewählt worden. Der Vorgänger im Amte war zu gutmütig; er ließ beispielsweise die Konkubinate zwischen ärmern Leuten zu, die dann der Gemeinde Lasten aufluden. Das alles soll unter dem neuen strammen Regimente des auch mit der hohen Behörde, mit den Landtagsabgeordneten, mit der Geistlichkeit lebhafter verkehrenden, gebildeteren, weltläufigeren Eisner, der selber die Aktenstücke lesen und prüfen kann, nichts ohne genaue Durchsicht unterschreibt, anders, besser werden. Die Sonntagsmusik im Wirtshause wird gleich zu allererst abgeschafft; andre Verfügungen stehen in Aussicht. Das ganze Dorf ist natürlich in höchster Spannung über die Zukunft der Dinge. Die alten Männer spötteln schadenfroh über die leichtsinnige Jugend, der schon der Übermut vom Eisner werde gekühlt werden. Eisner selbst erklärt, daß er dem Pfarrer versprochen habe: „daß er an 'n Sonntag-Nachmittägen sein' Christenlehr' neama vor leeren Bänken z'halten braucht und ich schon Mittel finden wurd', die Bub'n und Menscher in d' Kirchen h'neinz'zwingen. 'n fleißig Kirchgang muß sich d' G'moan ang'legen sein lassen, denn 's is höchste Zeit, daß Gott's Wort wieder zu Ehren kimmt, wo d' Menschheit hißt schon d' längste Weil' her nur nach Leut'-Wort hing'horcht und d'rauf g'baut hat, und wohin das führt, das g'spürn mer wohl! All' End' und Eck hört mer von nix als von Reid und Unzufriedenheit im Land, weil der Glauben fehlt. Ohne den lehnt sich der G'ring're geg'n d' göttlich Weltordnung auf, die ihn zur Armuth b'stimmt, und misgunnt 'm Reichen dö Gaben, dö 'm selben vom Himmel zug'theilt sein. . . Weiters werd'n i und noch a paar vom Großgrund, dö mir gleichg'finnt sein, d'rauf hinarbeiten, daß d' G'meinden wieder zu ihr'n guten alten Recht kinnen, sich geg'n Verheirathungen z' verwahr'n und döselben z' verbieten, zwischen Leuten, dö um und um nix hab'n und nix sein; geschweig', daß mer ruhig zuschau'n müßt, wo Zwoa ledig zusammenschließen; döz zücht't nur dö Bettlerschaar und döz Bagabundenwesen, das uns schwar g'nug aufliegt und z'lezt d' Armenhäuser überfüllt oder Einem als Einleger z'r Last fällt. Dö Händ, was mer für d' Feldarbeit brauchen, dö wachsen zur G'nüg' ehrlich in d' Kleinhäuslerischen Hausständ nach, d' Menschheit wird nit z' viel, es giebt koan Lohnfrag', und wir brauchen nit mehr z' geb'n, als wovon dö allweil z' leb'n g'wußt hab'n, daß dabei christlich Zucht und unser Vorteil Hand in Hand gehen, wird wohl auch jeder einseh'n?“ In diesem Stil geht

es fort: das kapitalistische Manchesterium ins Bäuerische übersezt. Und weiter: „Wer Sündhaftigkeit halber nit taugt im Ort, der muß weg von da. Sö söll'n nur 's harte Brot in der Fremd' essen. Bringt s' döß zur Vernunft und sö wöll'n wieder kämma und gut thun, so is 's uns lieb und wir nehmen s' auf, aber wer nit in Züchten und Ehren unter uns leben will, der muß fort, dazu zwingen mer seine Leut, ob's hüt Knecht und Magd angeht, oder leiblich Sohn und Tochter trifft, denn wie g'schrieben steht: soll Daner 's Aug', das 'n ärgert, rausreiß'n und von sich werfen.“ . . . Man glaubt Monsignore Knab aus dem niederösterreichischen Landtage zu hören, wie er gegen die Unterstützung der ledigen Wöchnerinnen aus den Arbeiterkrantassen seine Kapuzinaden losläßt. Und „denklich“ wär's, daß dem Dichter diese Beziehungen nahe lagen. Jedenfalls ist die Figur des Eisner in ihrer merkwürdigen Vermischung von Egoismus und Frömmigkeit von außerordentlicher Lebenswahrheit.

Sogleich bietet sich dem schneidigen Bürgermeister die beste Gelegenheit, seine Macht und sein Ansehen zu bekunden. Da lebt außerhalb des Dorfes, aber zu ihm gehörig, in einer verborgenen Höhle des Gebirges ein seltsamer Mensch. Der „Einsam“ wird er im Volke genannt; wie er bürgerlich heißt, wohin er zuständig ist, weiß niemand. Wohl aber ist bekannt, daß er wegen eines Totschlages fünf Jahre im Zuchthause gewesen ist. Zur Arbeit mag ihn niemand aufnehmen; nur wenn ihn der Hunger treibt, kommt er von seinem Felsenest herab und erbettelt sich durch Worte oder Dienste soviel, als er gerade zum Einkauf von Nahrung braucht. Oder vielmehr: er erzwingt sich die Gaben, denn es geht das Gerücht, daß er jedem den roten Hahn aufs Dach setze, der ihm Unterstützung verweigert. Freilich ertappt hat ihn niemand beim Brandlegen, und man muß ihn frei laufen lassen. Er kommt auch nie in die Kirche; nur zuweilen, zufällig, verkehrt er in dunkler Nacht mit der Nichte Eisners. An diesem, der ganzen Gemeinde unangenehmen Menschen will nun der Bürgermeister ein Exempel statuiren und ihn zur Anerkennung der Obrigkeit zwingen. Das erstemal trifft er ihn gerade, nachdem er im Wirtshausgarten — es ist ein Sonntagsmorgen — sein Programm vor den Männern und Buben entwickelt hat. Der menschenscheue Einsam läßt sich aber von dem herrischen Eisner nicht einschüchtern. „Was kümmert mich enger Bürgermeister? Ob'n in meiner Felslücken kenn ich, wie koan Kirch, a koan G'moan nit und was 's neu Regiment angeht — wann 's nur eng taugt, mir kann's gleich sein, ob alt oder neu, ob der Dchs im Zoch oder im Kummert geht. Nur gegen mich darf sich koans z'viel herausnehmen, 's könnt übel ausgeh'n; hüt's eng, hüt' sich jeder, der 'n Einsam noch nicht kennt.“ Darob wird Eisner wütend und stürzt auf den frechen Droher los. Der aber enteilt ihm, nachdem er „vor Zorn entstellt und bebend mit heiferer Stimme“ gerufen: „War vielleicht besser für uns allzwei, es unterbleibet.“ Aber sie treffen sich doch, gerade nachdem Pauli dem Einsam die Vergangenheit ihres gehafteten Dnkels

enthüllt hat. Eisner versucht es in Güte mit dem Sonderling. Dabei werden wir vertrauter mit dem Charakter des Einsam. Er fühlt sich durch seinen im Zähzorn begangenen Totschlag nicht im Gewissen bedrückt. „Versteh mich recht, wann mer ein' in ein'm falschen Meinen aufwachsen laßt, dann kann wohl sein' Hand und sein Sinn beim Übelthun sein, aber sein Verschulden is nit dabei; darum was mir schwer af der Seel liegt, dös is meiner Mutter af's Gewissen g'fallen, das hat sie vor der Zeit unter d' Erd g'bracht“ — sie hatte ihn nämlich nicht rechtzeitig über seine eigne illegitime Herkunft unterrichtet. Das Gespräch zwischen Eisner und Einsam nimmt eine verhängnisvolle Wendung. Der böshafte Einsam will sich nicht als Paradedstück der Dressurkünste Eisners gebrauchen lassen; dieser wird darob immer wilder: er droht ihm mit der Gensdarmmerie, Einsam pocht auf seinen sichern Stutzen, mit dem er sie warm empfangen wolle. Und mit dem bittersten Hohn schleudert der „Wildling“ dem Bürgermeister die Worte ins Gesicht: „Gelt, Großkopfeter, oan unbedacht um's Leben bringen, dös is himmelschreiend, aber oan derweis ins Leben rufen, dös hält'st für g'ring? Ich stell' mer den Mon, dem ich's nit dank', daß ich da af der Welt h'rumlauf', nit viel anders vor, wie dich, was a oan d'rauf h'rumlaufen hat, der leicht nit viel anders ausschaut, wie ich!“ Niedergeschmettert schreit ihm Eisner zu: „Fort — fort du — weit — aus mein' Muga!“

Soweit der erste Akt. Im zweiten hat sich schon das Gerücht von dem Zusammenprallen des Einsam mit Eisner verbreitet. Die Bauern schauen neugierig beiden Parteien zu, die „Buben“ fingen Spottlieder auf den bürgermeisterlichen Zorn. Als die Gensdarmen in Wirklichkeit erscheinen, hat jedoch nur Tomerl das Herz, den Einsam zu warnen und um Unterstützung desselben zu werben. Er hat allerdings auch Ursache, dem neuen Bürgermeister zu zürnen. Bisher lebte er in einer nur von Kindern gesegneten Ehe mit Crescenz, Eisner droht diesen Bund gewaltsam zu sprengen, wenn sich Tomerl nicht zur kirchlichen Weihe entschließe. Und um den Ehekonsens zu erlangen, fehlt es dem leichtsinnigen, aber unverwüstbar lustigen armen Teufel an Geld. So ist er der natürliche Bundesgenosse des Einsam. Inzwischen besucht der Pfarrer Milbe den gestrengen Eisner in seinem Arbeitszimmer. Er wurde ja mit der Mission betraut, den verlorenen Sohn ausfindig zu machen. Von diesem hat er allerdings nichts weiter erfahren, als der Sohn sei verschollen. Aber eine andre Nachricht kam dem Pfarrer zu: die Großmutter des gesuchten Sohnes, die Mutter jener verführten Juliane Auhoferin, liege im Sterben und habe ihr Erbe ganz dem Enkel verschrieben. Nun werde man öffentlich den Erben durch eine Ausschreibung suchen können. Eisner ist hoch erfreut darüber: er will keine Kosten scheuen, ihn endlich zu erforschen. Nun wagt es der alte Milbe, dem gestrengen Bürgermeister etwas mehr Vorsicht in seinen Entschlüssen anzupfehlen: „Ja, lieber Bürgermeister, Ihr seid zu rash in Euern Entschlüssen, und wie mir scheinen

will, ein bißchen zu schneidig. . . Ja, Eisner, Eure Absicht ist recht gut, aber Ihr bedenkt gar nicht, daß sich kaum etwas Ersprießliches so von gestern auf heut, oder von heut auf morgen ins Werk setzen läßt, und um wieder auf den Burschen, den Einsam zurückzukommen, hat's denn damit gar so große Eile? Ich sag' nicht, daß Ihr nachgeben sollt, aber zuwarten." Darauf Eisner: „Hochwürden, in dem Fall wär Zuwarten Nachgeben! Das kann ich nit, und der Bub will nit, und so gab's dann, wie zwischen Stahl und Stein, allweil Funken.“ So schlägt Eisner den einen guten Rat in den Wind. Nun folgen Szenen, die alle dazu dienen sollen, den Befehl Eisners an die Gensdarmen, den Einsam in seiner „Felslucken“ zu verhaften, hinauszuschieben, zu verzögern. Es sind gleichsam Warnungen des Schicksals, Eisner soll Zeit finden, zu überlegen. Schließlich erscheint ein altes Mütterchen, Marthe, die Vertraute jener Großmutter. Sie erzählt, ihr sei auf dem Sterbebett anvertraut worden, daß Eisners Sohn, den er eben suche, nicht die reinste Existenz geführt habe; sie geht vorsichtig weiter: er habe blutige Hände, er habe im Strahhaus gefessen — da taumelt Eisner zurück: „Jesus, mein Herr und Heiland!“ ruft er und schlägt beide Hände vors Gesicht. „So undankbarig kann Gott geg'n mich sein, wo ich so viel für ihn g'than hab' und noch mehr Will'ns war?“ Martha: „Heilige Gnadenmutter! Eisner! Låster nit a noch!“ Eisner (betroffen, murmelt): „Der Herr verzeih mir d' Sünd!“ Er ist aufrichtig reuig, er ist in seiner Art wirklich fromm, und fügt sich diesem neuen Schicksalschlage, läßt die Entschuldigung gelten, daß sein Sohn im Zåhzorn den Mord begangen habe, und sagt schließlich: „So lang a Mensch 's Leben b'halt't, kann mer af sein Bess'ring hoffen. Aber ich hätt nit hoffen sollen, daß dö Rutthen, die ich mir selber af'm Rücken g'bunden hab', sich jemal in a grean Reißig verkehren wurd'!“ Und nun folgt die gewaltigste Szene des Stückes. Die Gensdarmen kommen in diesem Augenblick, sich noch einmal vor dem Aufstieg zum Einsam vom Bürgermeister zu empfehlen. Zerstreut nickt er ihnen zu: „Glück af'n Weg.“ Da ruft Martha: „Schick' s' nit, laß s' nit ziehn! Das war dein Entschließen, bevor d' noch g'wußt hast —“ Eisner: „Was?“ — Martha: „Daß dein Bub nit viel anders ausschaut wie der.“ Erschüttert ruft Eisner: „Herrgott, sein Reden, ganz sein Reden von gestert Nacht!“ Und Martha fährt, noch immer schonungsvoll das letzte Wort zurückhaltend fort: „Dö Leut' wurden sagen: du thätst an dem, wie d' an dein'm eignen Bub'n wol nit tun möcht'st! Daß dir raten, Burgermaster, ruf' s' z'ruck, ruf' s' z'ruck.“ Eisner eilt unerschlüssig zum Erker, wo er die Fensterriegel zu öffnen versucht: „Wann ich's noch erschreien kann.“ Martha erhebt sich in der Erregung vom Stuhl: „Sag 's mein' Suh'n, daß er ihnen nachlauft und sö z'ruckhol't.“ Eisner zieht die Hand zurück und verläßt den Erker: „Nein! Wie vermöcht' ich denn geg'n mein' Bub'n aufz'treten, wenn der sehet, daß für andre mein Wort in Wind g'redt wår, und daß bei andere mein Will'n koan Respekt fand't? Unsa Herrgott hat

mich mit harter Hand af mein Weg g'wiesen, und es hat völlig 'n Anschein, als ob er mich a weiter mit harter Hand d'rauf leiten wollt'; hätt er mir aber alloanig nur dö Streng' geg'n mich selber auferleg'n woll'n, durst ich mich nit a andern geg'nüber für sein Werkzeug betrachten, dann wurd' er mir wohl nit bis af'n heutigen Tag zug'wartet hab'n, daß er mich unter sein'n Fingern zerbricht und verwirft." Darauf Martha, mit aufgehobenen Händen: „Versuch Gott nit, Burgermaster!" Und Eisner, ohne ihre Einrede zu beachten: „Wann aber dö Leut', wie du moanst, sagen wurden: ich thät' an dem Einsam, wie ich an mein'm eig'nen Bub'n wohl nit thun möcht'; da sageten s' falsch! Was a dem Bub'n da oben zustoßen mag, ich trag' daran koan Verschulden, er hat's selb'n mit beid' eignen Händen af sein Kopf aufg'häuft, und ihm wird nur, was er will und nach sein'm Will'n soll ihm a werd'n, und wenn 'r mein eigener Sohn wär!" Martha sinkt mit Zeichen des Entsetzens in den Stuhl zurück. Der Vorhang fällt rasch.

In dieser Szene weht ein wahrhaft tragisches Pathos: Eisner wächst über sich selbst hinaus, ohne sich untreu zu werden, er zieht die äußersten Konsequenzen seines Charakters. Dieser ist erst im Laufe seiner Entwicklung zu einer eignen Größe gekommen, und für den anfänglich unsympathischen Mann ist langsam eine tragische Sympathie entstanden. Kein Zweifel, daß diese Szene auf der Bühne eine erschütternde Wirkung hervorrufen muß, und sie hat vor den verwandten Szenen des „Meineidbauern" das voraus, daß ihr auch der geringste äußerlich theatralische Zug mangelt.

Die Entwicklung des dritten Aktes sieht man leicht voraus. Tomerl und Pauli sind in der „Felslucke" des Einsam. Sie warnen ihn, wollen ihn schützen, wollen vermitteln. Er erzählt ihnen seine Jugendgeschichte, seine schwere Unthat: eine Art Beichte, welche alle Sympathie des Zuschauers in glücklicher dramatischer Berechnung auf den tragischen Helden vereinigen soll. Bei einem Kirchweihfest wurde der junge Einsam, der ein Herz voll Menschenliebe besaß und vor allem seine Mutter vergötterte, schwer beleidigt. Man beschimpfte ihn wegen seiner illegitimen Herkunft. Er wußte aber nichts von derselben, hielt sich für den rechtmäßigen Sohn einer Witwe, geriet wegen der Beleidigung in Wut und erstach den Beleidiger im Sähzorn. Als er über seinen Irrtum aufgeklärt wurde, war es zu spät. Fünf Jahre saß er im Zuchthaus, und dann litt er unter dem Schicksal des Sträflings: nirgends fand er Aufnahme. „Zwoafach bin ich von sö g'schieden, durch dö unehrliche Geburt und durch mein Thun; aber meiner Geburt wegen, an der ich doch koan Schuld trag', kann ich mich nit schämen, und mein Thun, auch durch die Lugenhaftigkeit Andrer hellauf in Unsinn verkehrt, kann ich nit bereun; aber halt als oan Ganzes bedrückts mich, dö's bin ich nit los word'n und werd's nit los!" Kaum ist der Einsam mit seinem Bericht fertig, erscheinen auch schon die Gensdarmen. Er will sich nicht verhaften lassen, es entspinnt sich ein Kampf, er verwundet den einen Gensdarmen,

worauf ihn der andre mit einem Schuß totschießt. Die Schlußzene führt wieder in den Wirtshausgarten unten im Dorfe. Man ist sehr erregt; die Leute haben die übertriebensten Gerüchte verbreitet. Eisner nimmt mit seinem ganzen Selbstgefühl alle Verantwortung auf sich: „A meine Ung'legenheit hat doch eng nit z'bekümmern, und van' euere wußt ich mir da dabei koane ausz'denken.“ Wieder der Ton des echten Tragikers. Da endlich kommt der eine der Gensdarmen kleinlaut zum Bericht herbei. Eisner hat noch gerade den letzten Trumpf vor Pfarrer Milde ausgespielt: „Aber da seht's, Hochwürden, den Burschen, störrig bis zum Letzten, wider alle und alles, ganz ungefüg; was wär mit dem anz'fangen g'west?“ Nun fragt er den Gensdarmen: „Wo wie steht's denn aber, weiß mer doch hißt, wie der Bursch hoast und woher er is?“ Und dieser zieht sein Notizbuch aus der Tasche: „Ja, Geburts- und Heimatschein hab'n sich vorg'funden. Es is der uneheliche Sohn einer Kleinhäuslerstochter von Gutenthal, Juliana Anhofer“ — also Eisners eigener Sohn. Taumelnd sinkt der Bürgermeister zu Boden, und die Worte des Pfarrers: „Sein eignes Kind“ gehen in der Menge, die sie umgiebt, von Mund zu Mund. Nun wird die Bahre mit dem sterbenden Einsam herbeigebracht. „Du — Bub — fluch' mir nit,“ ruft Eisner, die Hände nach der Bahre ausstreckend, „denn ich — ich — bin dein Vater!“ und sinkt zu Füßen der Bahre in die Kniee. Einsam: „Du? Haha! Laß dich amal d'raufhin anschau.“ Eisner: „Geh du nit von mir — du mein Letzter — ja wohl, du mein Einsam — geh du nit von mir ohne a Verzeih'n!“ Und der Einsam macht dann noch zur uneingestanden geliebten Pauli den tragischen Wiß: „Ach Pauli, dir kimm ich ja ganz, wie d' g'wunschen hast; brauchst nit ausz'reißen wegen meiner.“ Dann stirbt er. Eisner legt sein Amt nieder. Die Leiche seines Sohnes läßt er ins Haus führen: „Bei mein Bub'n will ich alloan wachen — ganz alloanig — wie ich jetzt bin: halt ja, ganz alloanig!“ Und mit dem Vers aus Paulus' Brief an die Korinther, den der Pfarrer spricht: „Aber hätte ich allen Glauben also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Für was aber alles hält sich unsre verlogene Zeit mit ihrem lieblosen Glauben?“ schließt das Stück.

Es ist nach Form und Inhalt ein des ausgezeichneten Dichters würdiges Werk, eine wirkliche Bereicherung unserer dramatischen Literatur.

Wien.

Moriz Necker.

